

Süddeutsche Zeitung vom 17.03.2007

Im Zweifel für Gracie

Von Stefan Klein

**Eine Entscheidung auf Leben und Tod: Siamesische Zwillinge und das Drama ihrer Trennung
Gegen den Willen der Eltern wurden die Babys operiert, nur eines konnte überleben - wie sechs Jahre später alle ihren Frieden gefunden haben**

Gozo, im März - Als müssten sie es beschwören. Als müssten sie sich immer wieder aufs Neue daran erinnern. Gracie sei ein ganz normales Kind, sagt der Vater. Sie mache ihre Hausaufgaben so wie normale Kinder es täten, sagt die Mutter. Sie laufe ganz normal, und das schon von Anfang an. Normal, normal, normal, dreimal fällt das Wort in den ersten Minuten unseres Gesprächs, und dabei ist es doch so offensichtlich. Ein Kind, wie man es sich nur wünschen kann: Hübsch, lebhaft, temperamentvoll und aufgeweckt. Wir fragen, wie alt Gracie jetzt sei. Sieben, sagt die Mutter. Aber da meldet sich unter dem Tisch eine Stimme: Sechs! Und in der Tat, sieben wird Gracie erst im August. Aber nun kann sie sich um diese Frage nicht mehr kümmern, weil nämlich mit Rosie, der zwei Jahre jüngeren Schwester, gerade ein kleiner Kampf auszufechten ist, dessen Preis ein Bonbon ist. Es wird ein bisschen laut, es wird ein bisschen geschubst, wie es halt so ist bei kleinen Kindern. Normal.

Um auf die Mittelmeerinsel Gozo zu kommen, fliegt man nach Malta, von dort nimmt man die Fähre. Im Sommer zieht die Insel Touristen an, um diese Jahreszeit hält sie Tiefschlaf. Zumindest wirkt es so. Der Nachmittag ist kalt und klar, der Abend zieht auf mit funkelnden Sternen und einer zum Zerbrechen dünnen Sichel. In der Stille meint man die Tiefschlafende atmen zu hören. Niemand, der einem den Weg zur Familie Attard zeigen könnte. Aber dann sind wir doch am Ziel und stehen in einem geräumigen, etwas kahlen Raum, der Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer und Kinderzimmer in einem ist. Über dem Doppelbett der Eltern hängen Heiligenbilder und ein Kreuz, daneben stehen die Kinderbetten.

Die Familie ist vollzählig versammelt: Michelangelo Attard, der Vater, Rina Attard, die Mutter, und die beiden Kinder Gracie und Rosie. Es ist eine kleine, bescheidene Familienidylle, so normal, dass man denken könnte, alles wäre nur ein böser Traum gewesen. Nehmen Sie Platz, sagt Rina Attard und setzt Teewasser auf.

Die Qual des Richters

London. Mitten in der Stadt steht ein großer, sakraler Bau, der aber in Wahrheit das Justizgebäude ist, die Royal Courts of Justice. Darin hat der Richter Alan Ward sein Büro. Es ist ein hoher Raum mit Wänden voller Bücher. Hier, aber nicht nur hier, hat er gerungen mit seiner Entscheidung, und die alte Wanduhr hat getickt dazu. His Lordship ist ein 69-jähriger Herr mit silbergrauen Haaren. Ob die Entscheidung, die er zu treffen hatte, eine der schwierigsten seines beruflichen Lebens gewesen sei? Es sei sicherlich "eine der

interessantesten" gewesen, sagt er so, wie ein englischer Gentleman das tut, most interesting. Später sagt er aber doch, ja, es habe sich um die problematischste Sache in seinem Leben als Richter gehandelt, agonizing, qualvoll.

Manchester. Adrian Bianchi, den Kinderchirurgen, finden wir in einem alten, unpraktischen Krankenhaus fernab vom Zentrum in einem Vorort. Wir sind zu früh, Dr. Bianchi ist noch am Operieren, er ist ja immer irgendwo am Operieren, es ist sein Leben. So eine Operation wie vor sechseinhalb Jahren freilich, über zwanzig Stunden, ein Riesenteam, der Aufruhr in den Medien, hat es seither nicht mehr gegeben. Bianchi kann längst wieder in aller Ruhe seiner Arbeit nachgehen, nur gelegentlich holt ihn die Vergangenheit doch noch mal ein, so wie an diesem Nachmittag. Jetzt kommt er aus dem Operationssaal, und kurz darauf sitzen wir in seinem winzigen Arbeitszimmer, und die Frage stellt sich fast von selber: Wie er damals den Eingriff hat vornehmen können, obwohl doch die katholische Kirche, seine Kirche, so strikt dagegen war? Bianchi sagt schlicht: "Der Gott, den ich kenne, verlangt keine zwei Opfer, wenn eines gerettet werden kann."

Ein totes Kind oder zwei, das war in der Tat die Frage, und sie stellte sich im Frühjahr 2000 zunächst in Manchester. Auf Gozo war eine Frau, Rina Attard, schwanger geworden, und bald war klar, dass sie siamesische Zwillinge erwartete.

Gozo ist nicht der richtige Ort für Risikogeburten, und so wurde Rina Attard im Rahmen eines Hilfsprogramms der britischen Regierung für die ehemalige Kolonie Malta nach Manchester geschickt. Die Wahl fiel auf Manchester und nicht etwa auf London, weil man wusste, dass dort Adrian Bianchi arbeitet, der als Arzt einigen Respekt genießt und, zusätzlicher Vorteil, selber Malteser ist. Am 8. August wurden die beiden Mädchen geboren, und mit dem Wort Problemfall waren sie nur unzureichend beschrieben. Unterleib war mit Unterleib zusammengewachsen, beide Mädchen hatten ein gemeinsames Rückgrat, eine gemeinsame Hauptschlagader und eine gemeinsame Blase. Die Beine standen im rechten Winkel vom Körper ab.

Zwei ineinander verschmolzene Kinder, Gracie und Rosie. Wenn die Eltern Gracie hochhoben, so wie Eltern ihr Baby gerne mal hochheben, hing Rosie mit dem Kopf nach unten. Hoben sie Rosie hoch, war es umgekehrt. Gracie war normal, Rosie anormal. Rosie hatte ein primitives Gehirn und eine unterentwickelte, kaum funktionsfähige Lunge. Ihr Herz war unnatürlich groß und nicht in der Lage zu pumpen. Dass sie überhaupt lebte, verdankte sie dem Herzen ihrer Schwester, welches die Arbeit für beide übernahm. Auf die Dauer freilich, das war den Ärzten schnell klar, würde Gracies Herz damit überfordert sein, zwei Blutkreisläufe in Gang zu halten. Ein paar Monate vielleicht, höchstens zwei Jahre. Dann würde Gracie sterben und damit unweigerlich auch ihre Schwester Rosie.

Blieb noch die andere Möglichkeit - die Zwillinge operativ voneinander zu trennen.

Für Gracie bot das die Chance auf Leben, für Rosie bedeutete es kaum einen Unterschied: Beim unvermeidlichen Durchtrennen der gemeinsamen Hauptschlagader durch die Ärzte wäre ihr Tod nur mehr eine Sache von Minuten. Ein totes Kind also oder zwei? Für Bianchi und Kollegen war die Sache klar: Sie wollten das eine Kind retten, auf Kosten des anderen. Für die Eltern war die Sache auch klar: Rosie für Gracie zu opfern erschien ihnen zu hart, zu schwer. Sie waren gegen den Eingriff und wollten stattdessen als zutiefst gläubige Katholiken die Entscheidung in Gottes Hand legen.

So kam es, dass der mittlerweile weltweit Aufsehen erregende Fall vor Gericht landete und mit ihm die Frage: Darf der Mensch töten, um ein anderes Menschenleben zu retten? Philosophen und Denker hat die Frage seit jeher umgetrieben, Aristoteles genauso wie Thomas von Aquin. Der mittelalterliche Kirchenlehrer war zum Beispiel der Meinung, dass die Tötung eines Menschen hinzunehmen ist, wenn sie nicht Absicht, sondern indirekte und unvermeidbare Folge einer anderen Handlung ist. Heute nennt man das Notwehr. Und hat nicht auch der Tyrannenmord eine durchaus ehrenhafte Tradition? Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich Damon, den Dolch im Gewande; später kam Hitler-Attentäter Graf von Stauffenberg mit einem Sprengsatz. Nicht immer freilich sind die Dinge moralisch so unzweideutig, oft fordern sie zum Streiten geradezu heraus.

Man stelle sich ein brennendes Flugzeug vor. Die beiden Piloten springen ab, der eine Fallschirm geht auf, der andere nicht. Der, dessen Schirm klemmt, bekommt gerade noch den Fuß des anderen zu fassen und klammert sich in seiner Not daran fest. Die doppelte Last aber ist für den Fallschirm zu schwer, gemeinsam würden sie in den sicheren Tod stürzen. Müssen also beide sterben oder darf der eine, dessen Schirm sich geöffnet hat, zum Zwecke der eigenen Rettung den anderen abschütteln? Ja, er darf es, sagten die Rabbiner, die 1977 in Philadelphia mit einem solchen Beispiel die operative Trennung von jüdischen Zwillingen zu rechtfertigen suchten, die nur ein Herz besaßen. Er dürfe es, so ihre Logik, weil der andere ohne Schirm sowieso schon "todgeweiht" gewesen sei.

Oder zwei Bergsteiger, A und B. Beim Abstieg vom Gipfel stürzt B über eine Kante, pendelt im leeren Raum und droht den Kletterpartner A, mit dem er per Seil verbunden ist, in die Tiefe zu reißen. Ein gemeinsames Seil. Wie eine gemeinsame Hauptschlagader. Darf A das Seil kappen, B dem sicheren Tod ausliefern und sich so selber retten? Es hat den Fall tatsächlich gegeben, 1985 in den peruanischen Anden. A hieß Simon Yates, B hieß Joe Simpson, beides Briten. Mehr als eine Stunde kämpfte Yates mit dem Seil und seinem Gewissen, dann nahm er das Messer und durchschnitt die Verbindung zu seinem Bergkameraden Simpson. Die Schuldgefühle kann man sich vorstellen, die Vorwürfe von anderen Bergsteigern auch. Einer jedoch nahm Yates in Schutz: Joe Simpson. Der Todgeweihte hatte den 15 Meter tiefen Fall in eine Gletscherspalte unwahrscheinlicher Weise überlebt und sich anschließend unter unsäglichen Strapazen in Sicherheit gebracht. Yates, so Simpson, habe sich korrekt verhalten.

Grenzsituationen der besonderen Art, kaum zu fassen von einem Ja oder einem Nein, und die Situation in Manchester war keine Ausnahme. Der deutsche Philosoph Robert Spaemann hat sich auf Bitten der SZ mit dem Fall beschäftigt und sich danach zu einer eindeutigen Stellungnahme außer Stande gesehen. Unser Ethos, sagt er, sei für solche "extremen Fälle" nicht gemacht. Diese Ausweichmöglichkeit hatten die Richter in London nicht. Alan Ward, selber Vater von Zwillingstöchtern, hat in seiner Urteilsbegründung zwar die Frage aufgeworfen, ob der Fall zu schwierig sei, um ihn zu entscheiden - aber er verneinte sie. Er und seine beiden Kollegen saßen über dem Fall in zweiter Instanz. Der Richter einer anderen Kammer hatte die Operation zunächst erlaubt, die Eltern hatten Berufung eingelegt, und so landete die Frage, deren Beantwortung über die Tötung eines kleinen Kindes entscheiden würde, bei Ward.

Du sollst nicht töten

Diffizile Fälle hatte Richter Ward schon öfter. Einmal hatte er es mit einem 15-jährigen Jungen zu tun, einem Zeugen Jehovas, der an Leukämie litt und zum Überleben dringend eine Bluttransfusion benötigte. Nein, sagte der Junge, eine Bluttransfusion sei eine Sünde, er

weigere sich, auch wenn das seinen Tod bedeute. Ward hörte den jungen Eiferer, aber er sah auch eines Menschen Leben und ordnete die Transfusion an. Es könnten Entscheidungen wie diese gewesen sein, die ihm den Ruf besonderer Menschlichkeit eingetragen haben. Aber was würde in diesem Fall menschlich sein? Die Kinder dem Elternwunsch entsprechend zusammenlassen und den Tod beider riskieren? Oder sie trennen und das eine Kind dem sicheren Tod ausliefern? Ward kletterte über Berge von juristischer Literatur, er stieg tief in das Innere seines Richterverstands, und es war vor allem ein Wort, das darin hallte: Mord.

Darum nämlich ging es, um die Frage, ob da womöglich eine "licence to kill", eine Mordlizenz, ausgestellt werden würde. Du sollst nicht töten, sagt die Bibel, und für die Eltern Attard war das die Richtschnur, klar und eindeutig. Für Richter Ward aber war die Sache komplexer, und entsprechend schwer tat er sich. Ob er in der Badewanne lag oder auf dem Bett, ob er im Sessel saß oder in der U-Bahn, die Sache ging ihm nicht aus dem Kopf. Am Ende entschied er sich. Jahre ist das jetzt her, aber Richter Ward weiß noch, dass seine Urteilsbegründung aus 28 000 Worten bestand. Das wichtigste lautete "Selbstverteidigung". Rosie, das allein nicht lebensfähige Kind, beschrieb Ward als ein Lebewesen, das aus Gracie, dem normalen Kind, das Lebensblut heraussauge. Seine parasitäre Existenz werde früher oder später die Ursache sein für Gracies Tod. Könnte Gracie reden, dann hätte sie schon längst protestiert - hör' auf Rosie, du bringst mich um. Sich selber zu verteidigen oder sich von Ärzten verteidigen zu lassen mache keinen wesentlichen Unterschied, sagte der Richter, entscheidend sei, dass die tödliche Bedrohung beseitigt werde, die Rosie für ihre Schwester Gracie darstelle.

Ward sagt im Rückblick, das sei vielleicht eine etwas sehr spitzfindige, von manchen vielleicht sogar für falsch gehaltene Konstruktion, aber es sei nun mal die Logik seines Urteils gewesen, und mit dem lebe er in Frieden. Er habe nichts zu bedauern.

Das menschliche Puzzle

45 Tage nach dem Urteil fand im St. Mary's Hospital in Manchester die Operation statt. Es hätte in London ein Krankenhaus mit Spezialisten für einen solchen Fall gegeben, aber die Eltern wollten in Manchester bleiben. Sie und Dr. Bianchi standen in dem juristischen Streit zwar auf verschiedenen Seiten, aber gleichzeitig war er ihr Vertrauter, ihr Landsmann, der ihre Sprache sprach. Das wog viel in einem fremden Land. Bianchi hatte noch nie siamesische Zwillinge getrennt, und auch in dem zwanzigköpfigen Operationsteam, das er und sein Partner, der Kinderneurologe Alan Dickson, zusammenstellten, war nur einer, der schon mal an so einer Operation teilgenommen hatte. Aber Bianchi war ein erfahrener Kinderchirurg, und er traute sich die Sache zu.

Andere trauten sich die Sache nicht zu. Es gab Schwestern, die konnten die Teilnahme an der Operation nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren und ließen sich freistellen. Das größere Problem aber war der Druck. Siamesische Zwillinge zu trennen, ist eine mit höchsten Risiken verbundene Angelegenheit, die nicht selten tödlich ausgeht. Auch für Gracie, den gesunden Säugling, gab es diese Risiken. Es gab missgünstige Medizinerkollegen, es gab die auf Fehler lauenden Medien, und schließlich gab es auch noch die Notwendigkeit, jeden, auch den kleinsten Fehlschnitt unbedingt zu vermeiden. Denn das Gericht hatte festgelegt, dass Rosies Körper nach ihrem Tod intakt bleiben sollte und nicht als Ersatzteillager für Gracie verwendet werden dürfe. Immer wieder gingen Bianchi und Dickson den Ablauf der Operation durch, in ihren Köpfen, auf Papier. Als Gracies Herz unter der Doppelbelastung erste Zeichen von Stress erkennen ließ, war die Zeit der Vorbereitung vorbei.

Die Operation begann an einem Montag im November um 8.30 Uhr. Neurochirurgen trennten das Rückgrat, was eine komplizierte Arbeit war und sechs Stunden dauerte. Danach begannen Bianchi und Dickson zu ordnen, was die Natur so launenhaft und willkürlich zusammengewürfelt hatte. Ein menschliches Puzzle war zusammzusetzen. Welche Schamlippe gehört zu welchem Kind? Welche Niere? Welcher After? Aus einer Blase machten sie zwei. Noch waren beide Säuglinge am Leben und durch die Hauptschlagader miteinander verbunden, doch das änderte sich eine halbe Stunde nach Mitternacht. Bianchi und Dickson sahen sich an. Zwei gläubige Männer. Sie wussten, dies war der Moment. Ihr ganzes berufliches Leben hatten sie immer nur versucht, Leben zu retten - und jetzt? War es richtig, was sie im Begriff waren zu tun? Es wurde still im Operationsaal. Still bis auf das Brummen der Maschinen. Dann gaben sich die beiden Ärzte einen Ruck, und der Ruck sagte: Ja, es ist richtig.

Weil sie die Verantwortung teilen wollten, taten sie es zusammen: Bianchi klemmte die Hauptschlagader auf Gracies Seite ab, Dickson auf Rosies Seite. Minuten später war Rosie tot. Ihr Herz war, wie zu erwarten, nicht angesprungen. Dickson wusste, was nun zu tun war. Er richtete das tote Kind her für die Begegnung mit den Eltern. Es war ihr Wunsch, mit Rosie noch eine Zeitlang zusammen zu sein. Es wurden 24 Stunden. Für Rina und Michelangelo Attard war es die erste und die letzte Gelegenheit, ihr Kind zu halten und zu drücken, ohne ein anderes dabei in eine Schiefelage zu bringen. Bianchi arbeitete unterdessen weiter an Gracie. Das Becken war zu rekonstruieren, die Vagina und der After an die richtige Stelle zu bringen. Das dauerte bis fünf Uhr morgens. Um 6.30 Uhr, 22 Stunden nach Beginn der Operation, war Gracie zurück auf der Station. Allein.

Adrian Bianchi ist ein freundlicher, geduldiger Mann, der in seinem winzigen Zimmer den ganzen Film noch einmal ablaufen lässt, bis zum Ende. Da stand er dann vor den Eltern, müde, erschöpft, aber sehr erleichtert. Die Eltern hatten die 22 längsten Stunden ihres Lebens hinter sich, und nun endlich hörten sie den Arzt sagen, was sie hören wollten: "Gracie lebt, es ist alles gut gegangen." Der Vater wollte sie sofort sehen, die Mutter traute sich erst nach Tagen. Es hatte viele düstere Prophezeiungen gegeben, das Kind werde nie laufen können, es werde sein Leben im Rollstuhl verbringen, kein Wunder, dass Rina Attard Angst hatte vor dem, was sie erwartete.

Gozo bei Tag wirkt lebendiger. Der Wind und das Wasser geben der Insel ihr Flair, das Meer ist allgegenwärtig. Von der Wohnung der Attards kann man es sehen. An klaren Tagen geht der Blick von der Insel sogar bis nach Sizilien, und wenn sich am Horizont eine Rauchsäule in den Himmel kräuselt, dann wissen sie in Gozo, dass der Ätna kocht. Es gibt spektakuläre Aussichtspunkte auf der Insel, der Friedhof gehört dazu. Aber nicht des Blicks wegen sind wir gekommen.

Rosies Grab ist unscheinbar mit seinem schlichten, grauen Stein. Zwei Monate nach ihrem Tod, im Januar 2001, haben die Eltern ihr totes Kind von Manchester hierher gebracht. Es war eine große Beerdigung. Anschließend kehrten sie zurück nach Manchester zu Gracie. Es waren noch kosmetische Korrekturen zu machen, aber nach weiteren fünf Monaten war endlich Schluss mit Krankenhaus: Mutter, Vater und Gracie flogen heim.

Das Leben der Attards fing an, sich zu beruhigen. Kindergeburtstage kamen und gingen, und nicht lange, da war auch noch ein zweiter zu feiern. Gracie hatte eine Schwester bekommen, und es war nicht wirklich erstaunlich, dass sie den Namen Rosie erhielt. Gracie und Rosie, so hätte es sein sollen, so war es jetzt, wenigstens den Namen nach. Vor dem großen Tisch steht ein kleiner Tisch mit zwei kleinen Stühlchen, da essen die beiden Mädchen, da kämmen sie

ihre Barbiepuppen, da macht Gracie ihre Hausaufgaben. Sie ist ja schon in der zweiten Klasse, und sie weiß auch, was sie einmal werden will: Lehrerin. Wie die Lehrerin, die sie in der ersten Klasse hatte. Gracie mochte sie sehr.

So klingt Zukunft. War da mal was mit einem überforderten Herzen?

An der Vergangenheit tragen vorerst nur die Eltern. Manchmal ist da eine Schwere und eine Ahnung von großer Traurigkeit in dem, was sie sagen. Zum Beispiel der Vater. Der ist Stuckateur von Beruf und fünfzig Jahre alt. Seine Frau ist vierzig. Vor dem großen Wohnraum ist ein anderer großer Raum, gefüllt mit Michelangelos Gerätschaften. Ein Mann der Tat, einer, der anpackt, man merkt es auch an seinen Händen, doch wenn er über die Tage in Manchester spricht, dann sagt er leise, das könne keiner verstehen, keiner nachempfinden, der nicht selber in der Situation gewesen ist. Und aus heutiger Sicht? "Was geschehen ist, ist geschehen", sagt Michelangelo Attard, natürlich freuten sie sich für Gracie, aber sie trauerten auch um Rosie - "wir konnten sie nicht beide haben".

Der Kardinal ist beeindruckt

Nein, sie konnten nicht beide haben, alles war dagegen, die Natur, Richter, Ärzte. Richter Alan Ward, 69, hat seither über viele andere Fälle zu Gericht gesessen, das Leben geht ja weiter. Ein Jahr nach dem Urteil, das ihn gequält hat wie kein zweites, verlor er eine seiner beiden Zwillingstöchter, Amelia, 16, auf einer Abenteuersafari in Südafrika durch einen Unfall. Er erwähnt es kurz, als er uns hinausbegleitet aus dem großen, sakralen Bau, der das Justizgebäude ist. Dr. Adrian Bianchi, 59, operiert weiter Kinder in Manchester, wenn er nicht irgendwo in der Welt unterwegs ist, um Vorträge zu halten. Seine Ansichten sind sehr gefragt seit der erfolgreichen Trennung von Gracie und Rosie. Manchmal ist er in der alten Heimat Malta, und dann sieht er natürlich seine berühmteste Ex-Patientin. Er sagt, sie entwickle sich bestens. Als Erwachsene werde sie einmal Kinder haben können.

Auch der Kardinal war beeindruckt. Cormac Murphy-O'Connor, der Erzbischof von Westminster, hatte vor Gericht noch heftig gegen die Operation gestritten. Nachdem er aber während eines Besuchs in Malta die kleine, muntere Gracie getroffen hatte, war er nicht mehr so sicher: Offenbar habe das Gericht doch richtig entschieden.

Und Gracie? Was wird sie einmal sagen? Gerade flitzt sie sorglos mit dem Dreirad durch den Raum, nichts, was das Vergnügen trüben könnte. Doch irgendwann in einer ruhigen Stunde werden sich die Eltern mit ihr zusammensetzen und eine traurige Geschichte erzählen. Der Vater sagt: "Sie wird es vielleicht nur schwer akzeptieren können." Die Mutter sagt: "Sie ist stark, sie ist eine Kämpferin."